



Da soll noch mal einer sagen, die Jugend sei ungehobelt: Die Klasse 10 b der Kißleggler Werkrealschule übt mit Petra Schnierle (zehnte von rechts) in der Amtzeller „Akademie“ die Kunst der feinen Manieren.

FOTOS (4): BIKÖ

Immer schön stilvoll bleiben

Eine Knigge-Beraterin trainiert mit Allgäuer Werkrealschülern die feine Lebensart

Von Birgit Kölgen

Kaum zu glauben, dass diese jungen Herrschaften gewöhnlich in den überquellenden Döner beißen, während sie mit der anderen Hand noch schnell eine SMS ins Handy tippen. Heute Abend hat sich die Klasse 10 b der Grund- und Werkrealschule Kißlegg feingemacht: die Mädels im Abschlusspartylook, fast alle Jungs mit Sakko, einige sogar mit Krawatte, konferenzreif. Denn jetzt wird es ernst. Man übt sich in gehobener Lebensart. Klassenlehrerin Karin Korte im pinkfarbenen Cocktailkleid hat die Ravensburger Stilberaterin Petra Schnierle, Expertin für den guten Eindruck, engagiert.

Es gibt ein „Knigge-Dinner“ im ambitionierten Business-Restaurant der Amtzeller „Akademie“. Klingt streng, soll auch so sein. „Als Erwachsene“, erklärt Petra Schnierle

den artig lauschenden 16-Jährigen, „müssen Sie wissen, was von Ihnen erwartet wird“. Wer die Regeln beherrscht, glaubt die freundlich-energetische Dame im dunkelblauen Hosenzug, der fühlt sich sicher und – frei.

Frei? Naja. Zunächst breitet sich eine gewisse Verlegenheit aus. Stehempfang heißt die erste Aufgabe. Orangensaft mit ein paar Tropfen Prosecco wird in Sektgläsern mit schmalen Stielen serviert. „Unten anfassen!“ mahnt die Trainerin. Wer mit heißem Händchen das Glas oben umklammert, verursacht hässliche Fingerabdrücke, verwandelt spritzige Getränke in lauwarme Suppe und sieht höchst unelegant aus. Aber das Halten am Stiel ist die kleinere Herausforderung. Viel wichtiger: der

Smalltalk, diese kleine, unverbindliche Plauderei mit egal wem. „Was schwätz' ich mit dem“, so formuliert Petra Schnierle die bange Frage. Ein junger Mann weiß immerhin, worüber man nicht schwätzt: „Übers Leid.“ Genau, das wäre unangenehm. Gleichfalls tabu sind die Minenfelder Geld, Politik, Religion. Stattdessen, so Petra Schnierle, „suchen

wir Gemeinsamkeiten“. Unverfängliche. Wo haben Sie geparkt? Waren Sie schon einmal hier? Und das ewige Wetter, natürlich, aber nur kurz. Überhaupt soll man sich nicht festreden, sondern nach ein paar Minuten neue Kontakte suchen. Die 10 b übt das brav: „Sie hab ich ja schon lang nimmer gesehen!“ Es summt vor lauter Smalltalk und Gekicher, da wird zum Essen gebeten.

Die 10 b übt das brav: „Sie hab ich ja schon lang nimmer gesehen!“ Es summt vor lauter Smalltalk und Gekicher, da wird zum Essen gebeten.

Ein, so die Expertin, „gemeinschaftsbildendes Ritual“. Halt! Der halb getrunkene Aperitif wird – Verschwendung hin, Sünde her – nicht mit an den Tisch genommen. „Das ist für Schwaben immer schlimm“, meint schmunzelnd die Schwäbin Schnierle. Zum Austrinken haben die jungen Herren aber keine Zeit, denn sie müssen vorgehen, um, so die Fachfrau, „der Dame eine Schneise zu schlagen“. Ihr obliegt dafür die Platzwahl – falls es keine Tischkarten gibt. Der Herr setzt sich nach ihr und macht es sich nicht gemütlich: „Auch, wenn es heiß ist: Jackett anlassen!“ Zu spät, die Sakkos der Buben hängen bereits über den Rückenlehnen, und keiner zieht seins wieder an. Es gibt Grenzen der Angewandtheit. Wir sind ja nicht im Buckingham Palace, sondern im Gewerbegebiet von Amtzell.

Petra Schnierle insistiert nicht, denn, das ist ihr wichtig: „Wer die Regeln kennt, darf sie auch mal brechen.“ Es kommt immer auf die Situation an. Wenn der Generaldirektor in Hemdsärmeln dasitzt, ist die Bahn frei. Das heißt nicht, dass man sich in den Stuhl fläzen darf. Also bitte: „Aufrecht bleiben!“ Gerader Rücken, Hände auf den Tisch, ohne Handy! Und keinesfalls gierig zum Brot greifen, um sich eine Butterstulle zu schmieren. Das wäre ein grober Verstoß gegen die Etikette und womöglich geschäftsschädigend. Der vornehme Mensch beherzt nämlich die „Brotbrechregel“. Der Korb wird zunächst den Anderen gereicht, dann nimmt man sich eine Scheibe, legt sie auf den Brotteller, bricht sie in Bröckchen, bestreicht die mit dem Extrameßer und führt sie zu Munde. Zierlich. „Zurückhaltung ist angesagt“, mahnt die Expertin und sucht dann einen Mutigen für die Tischrede: „Wer traut sich?“ Thomas natürlich, künftiger Informatiker. Der hat



Bauernsohn Jonas, korrekt mit Schlips, übt das diskrete Brotbrechen. Mitschülerin Lisa freut sich über das leicht zu löffelnde Erdbeersorbet.



Gesellschaftsspiel: Feines Abendessen. Das richtige Sitzen an der gedeckten Tafel muss noch geübt werden.

schon einen grauen Anzug und sieht eh aus wie eine Führungsnachwuchskraft. Die Elemente der Tischrede – „Freuen, Grüßen, Danken, Wünschen“ – schafft er locker in drei Minuten, da sind Sie beeindruckt, meine Damen und Herren. Zum Wohl! Mit Apfelschorle.

Serviette auf den Schoß, es geht los. Der Salat kommt. Hausdressing. Spritzgefahr. Das Besteck muss im hinteren Drittel angefasst und mit dem Zeigefinger geführt werden: „Bloß keinen Mistgabelgriff!“ Neuerdings erlaubt der Knigge-Rat das Schneiden des Salats, unerhörte Erleichterung. Die Zinken der Gabel werden nach dem Aufpicken stets wieder nach oben gedreht. Und: Der Teller bleibt stehen. Uff, keiner hat gekleckert. Und alle sind bereit für die Hauptgang-Falle: Spaghetti mit Tomatensauce und Poulardenspießen. Nicht abnagen, das Spießchen! Die Fleischstücke vorsichtig mit der Gabel herunterschieben! Und die Nudeln zu mundgerechten Happen

aufrollen! Es ist hier zu Lande erlaubt, nach einem Hilfslöffel zu fragen, aber man darf niemals „das Päckle abbeißen“. Und danach bitte: „Nicht in den Zähnen stochern!“

„Zu viele Regeln“, seufzt nicht nur Sonja, die Krankenschwester werden will. Auch Lisa, die aufs Technische Gymnasium wechselt, freut sich, dass das Erdbeersorbet am Ende ohne Aufhebens gelöffelt werden darf. Im normalen Leben hat sie es gerne etwas lockerer. Aber dank Trainerin Schnierle wird sie sicher nie vergessen, was der Mensch sollte, wenn er wollte: „Stilvoll bleiben!“

Die Ravensburger Stilberaterin und Knigge-Trainerin Petra Schnierle ist Betriebswirtin und war lange Managerin in der Hotel- und Gastrobranche. Mit ihrer Firma Impressio vermittelt sie Umgangsformen und Dresscodes an Schüler, Studenten und Berufstätige. www.impressio-rv.de

Martin Oswald wandelt auf architektonischen Abwegen

Erhellender Moment – die Glasbausteine

Bausünden in Serie

Architektur als Ärgernis: Martin Oswald, Professor für Kunst in Weingarten und Autor von Kolumnen und Satiren, hat dafür unschöne Beispiele gefunden – und diese in dem neuen Buch „Ein Abriss – Kleines Lexikon der architektonischen Abwege“ zusammengefasst (Verlag Robert Gessler, 128 Seiten, 24,90 Euro). Witzige und geistreiche Texte sowie passende Aufnahmen der Fotografin Anja Köhler nehmen unter anderem Duschkabinen oder Raufasertapeten aufs Korn. Eine lohnende Lektüre, die wir an dieser Stelle auszugsweise vorstellen.



Für den Erfinder des Glasbausteins muss es ein erhellender Moment gewesen sein, als in den Zwanzigerjahren des 20. Jahrhunderts das erste Gebäude aus sich heraus den Menschen einen neuen Weg leuchtete. Als parareligiöser Leuchtstein der Architektur war der Glasbaustein zu einem Element architektonischer Ausdruckskraft geworden, das sich in der Tat mehr an den nächtlichen Betrachter baulicher Erhabenheit, somit an das staunende städtische Publikum, richtete denn dem Nutzer der Gebäude einen Dienst erweisen wollte. Dessen Blick nämlich war ziemlich getrübt.

Nicht anders als ziemlich trübe ist denn auch die weitere Geschichte des Glasbausteins zu bezeichnen, der in seiner schwenkbaren Variante

bald zur unverzichtbaren architektonischen Subdominante mitteleuropäischer Toilettenbaukunst avancierte, oder sagen wir vielleicht: degenerierte. Immerhin war der Glasbaustein in den Zeiten, als ein glastechnisches All-over von Hanging-Fence-Fassaden technisch noch schwierig, wenn nicht sogar als unausführbar galt, ein Stück weit schon die Erfüllung eines architektonischen Ideals. Und deshalb hatten nicht wenige Baumeister der ersten neuen Stunde all ihre Hoffnung in dieses Produkt gesetzt. Etwa Marc Stam, von dem der Satz stammen soll, der Glasbaustein sei der wahre „Baustein des Himmels“, eine im Rückblick sicherlich verwegene Aussage, wenn man seine weitere Geschichte kennt: In den Treppenhäusern kleinbürgerlicher Sied-

lungsbauten (Eigenheime) der 1960er-Jahre wurde er zur Pflicht, gleichzeitig aber auch zum ambivalenten und damit zeittypischen Ausdruck einer zwischen versuchter Laszivität und verklemmter Keuschheit angesiedelten Befindlichkeit. Frau und Mann wollten sich von den Nachbarn nicht ins kleine Idyll blicken lassen (Umfriedungshecken), obwohl doch jeder wusste, dass es in jedem Haus irgendwie gleich aussah: Sideboard, Durchreiche, Plüschteppichtoilette.

Irgendwann starb er dann aus, der Glasbaustein, verpönte eben als Ausdruck dieser Zeit. Dass der Glasbaustein dennoch später eine durchaus respektable Renaissance erfuhr, ist umso erstaunlicher. Dass Letztere schon wieder vorbei ist, zeugt von Klarsicht.



Unverwüstlich: Wände aus Glasbausteinen.

FOTO: ANJA KÖHLER